

81]

Jus und Recht.

Roman von Fred B. Gardt.

Bei all diesem Kleingeplänkel erinnerte sich Frank der Bemerkung des Kommerzienrat van Bosch: „Sie trägt eine Perlenkette, die ein Vermögen kostet, mit derselben Selbstverständlichkeit, wie ein anderes junges Mädchen eine billige Korallenkette.“

Sie sprachen auch gelegentlich über den alten ter Linden und Ursula meinte: „Na, der Onkel hat seine Schrullen, doch das tut nichts. Gerade wie Du bist, so frei und aufrecht, wirst Du ihm gefallen und mir hat er noch nie einen Wunsch abgeschlagen. Darüber mache Dir keine Sorgen. Wir müssen nur warten bis er kommt.“ — Und schallhaft lachend fügte sie hinzu: „Wird Dir das zu lange? Duacker, wie lange hast Du mich auf das Wort, das ich so ersehnte, warten lassen.“ — Und sie küßte ihn und küßte ihn immer wieder, bis sie die stürmische Blut in seinen dunkelnden Augen sah und seinen schweren Atem spürte und ihm entschlüpfte, tief Atem holte, die krause Haare zurechtstrich und harmlos lachend wieder zu ihm trat. Frank aber ging auf und ab, griff nach dem einen oder jenem Gegenstand und brauchte längere Zeit, um sein Blut wieder zu beruhigen und sein Begehren zu glätten.

Sie erzählte auch bisweilen von dem mächtigen Steinhaus in Amsterdäm, mit dem holzgetäfelten Saale und den vielen Zimmern, mit Bildern und den alten flandrischen Möbeln geschmückt, in dem sie geboren war, oder von dem Landsitz am Zuidree, dem weißen Hause im Kolonialstil mit blumengeschmückten Terrassen und saftigen Wiesen und Bosketten. Und alles dies gehörte den ter Linden seit Generationen, und Adam ter Linden war das Haupt der Familie, der die Herrschaft führte.

Es nahte die Zeit, da Frau Werner nach Leipzig zurückkehren sollte. Frank wollte diesem Abschied alles Betrübliche nehmen und ihn als ein heiteres, auf kurze Zeit berechnetes Auseinandergehen empfinden lassen. Sie sollte die Menschen, die sie lieb geworden hatte, noch einmal sehen, dann geruhigt schlafen und den nächsten Tag bei Sonnenschein reisen.

Kommerzienrat van Bosch hatte prächtige Blumen geschickt, sich aber entschuldigt, da er einer Konferenz beizuhören müßte, die sich vielleicht bis in die Nacht ausdehnen könnte. Zu Frank hatte er mit geheimnisvollem Lächeln gesagt, er werde ihn noch spät am Abend anfliegen.

Frau Gabriele und Ursula kamen zusammen mit Karl Henkel. Mit all den Blumen, die sie brachten und andere geschickt hatten, war das Wohnzimmer und der Erker im Wohnzimmer geschmückt, wie zu einem Fest. Frau Werner in dem schlichten, einfachen Kleid, und dem schwarzen Häubchen auf dem silberglänzenden Scheitel, sah mit glücklichen Augen in einem bequemen Stuhl wie eine Jubilarin, die dankbar die dargebotene Liebe entgegennimmt, und fand für einen jeden ein fein angepaßtes herzliches Wort. Sie unterhielt sich lange mit Karl Henkel; als sie ihn vor zwei Jahren kennen gelernt hatte, mochte sie vielleicht ein Befremden vor diesem Spötter empfunden haben, der nie von sich sprach, unpersönlich bleiben wollte und sarkastisch lächelte, wenn die anderen warme Augen bekamen. Doch ihr klarer Blick hatte das Wertvolle in ihm erkannt, den sauberen Menschen herausgeföhlt, und sie strich lind über das Zerrißene, Zersprungene in ihm. Karl Henkel vergalt ihr dies liebevolle Verstehen durch eine ehrfürchtige Herzlichkeit, wie ein eigener Sohn. Wenn Frank bisweilen eiferte und seinen Freund zu irgendeiner Tätigkeit auffordern wollte oder über dessen Kompliziertheit zeterte und ihn einen virtuosen Selbstquäler schalt, dann sprang Frau Werner stets für ihn ein, mit der durch das Alter und die Erfahrung erworbenen Kenntnis, daß ein jeder seinen Weg gehen muß, der ihm vorgezeichnet ist, und der eine vom andern nicht das verlangen darf, was er selbst gern sein möchte oder selbst mühelos eigen- geworden ist. Und außerdem war Karl Henkel der treuergebene Freund ihres Sohnes, und dies gab dem Bild, das sie sich von ihm gemacht hatte, auch in der Erinnerung einen warmen, fatten Ton.

Während dessen ging Frank mit Gabriele und Ursula im Garten plaudernd auf und ab. Es war schon dämmerig geworden und das Tal atmete kühl. Sie standen vor einem dichten, verschnittenen Taxusbusch, der zahlreiche rote Früchte trug, die wie Walderdbeeren im dunklen Moose leuchteten. Frank sprach von Blumen, die er liebte und davon, wie er den Garten verschönern wollte — „und im Frühjahr will ich den kalifornischen wilden Wein am Hause anpflanzen. Weißt Du, Ursula, den feinstblättrigen Wein, der sich von selbst an der Mauer hinaufkranzt — ach, Du Dummchen, Du weißt auch gar nichts.“ lachte er, da er bemerkte, daß Ursula nicht wußte, wovon er sprach — „dann ist im nächsten Herbst das Haus schon dunkelrot überzogen und es wird noch traulicher ausschauen.“

Ursula stand ihm halb zugekehrt, halb nach dem Gartentor gewendet. Da sie nicht antwortete, warf er ihr eine rote Beere zu und bemerkte, daß sie angstvoll nach dem Gitter sah. Er folgte den Blicken: am Tor stand ein abgenüßtes Wejen. Mit beiden Händen krallte er sich an den Eisenstäben fest und drückte das Gesicht gegen das Gitter. Eine unförmige Hafennase und ein spitzes Kinn, das aus dem fragenlosen Hemd sich herausreckte, gab dem Menschen etwas Vogelartiges; wie ein Maskeier, der regungslos hockt und auf Beute lauert. Er mochte die drei Menschen, die im sorgsam gehegten Garten und in feillichen Kleidern plaudernd wandelten, schon längere Zeit mit den Blicken verfolgt haben, verbitterter Haß und Hunger in den Augen, die fast ohne Augenbrauen waren. Der Mann sah, daß man ihn bemerkt hatte. Eine böartige Freude an dem Entsehen des jungen Mädchens flackerte in seinen Augen auf, aber er verharrte regungslos und streckte nicht die Hand zum Betteln aus.

„Frank, gibt ihm Geld, daß er fort kommt.“

Frank ging auf den Mann zu, der ihn spöttisch anstarrte, ohne sich zu regen. Er sprach ihn an und fragte ihn, ob er keine Arbeit hätte. Der spöttisch-hämische Zug blieb auf seinem Gesicht wie eine Maske, nur die Augen verloren das Böartige und ein Verwundern glom in ihnen auf. Er mochte gewohnt sein, mit Schimpfworten fortgesetzt zu werden.

Frank wiederholte seine Frage. Der Mann schwieg noch, dann ließ er die Hände vom Gitter abgleiten und sagte: „Taxus californicus. Decken Sie ihn gut zu. Er ist empfindlich.“ Dann drehte er sich um und ging fort.

„Hören Sie mal,“ rief ihm Frank zu und öffnete das Tor, doch der Mann ging weiter und Frank sah, daß er keine Strimpe hatte. Die bloßen Füße steckten in ausgetretenen Schuhen, wie sie die dalmatinischen Bauern tragen — „Kommen Sie zurück, vielleicht weiß ich Arbeit für Sie.“

Der Mann drehte sich um und lachte meckend. Dann rief er: „Zudecken, ehe der Frost kommt!“ und hüpfte in kleinen, lächerlichen Sprüngen die Stufen hinab, die vom Hause zu Tale führten.

Frank blieb stehen. Sonderbarer Kauz, dachte er und wendete sich wieder dem Garten zu. Da kam der langgezogene, schauerliche Ruf eines Uhus aus dem dicht zugewachsenen schmalen Beg, in dem der Mensch verschwunden war, noch einmal, so natürlich, daß man den Schuhu in dem dunkelnden Gange streichend wöhnte.

Als Frank in den Garten zurückkam, stand Frau Gabriele bei Ursula und sprach beschwichtigend auf sie ein. Angst und Abscheu war in ihr aufgerüttelt, sie hielt beide Ohren zu. Den Schuhuruf hatte auch sie vernommen.

„Wie kannst Du nur mit so einem Strolch sprechen, Frank!“ — Er streckte ihr die Hand entgegen. — „Nein, nicht anfassen! Du hast dem Menschen sicherlich die Hand gegeben. Nein, geh Frank. — Das war so widerlich, so unheimlich. Der böshafte Kerl. Und nun noch der Schuhuruf, das bedeutet Unglück.“

„Märrchen,“ sagte Frank, „der Schuhu, das war der sonderbare Kauz, der am Gitter hockte. Er hat den Ruf nachgehakt, sehr oft sogar, er muß mit der Natur recht vertraut sein. Wie oft mag er im Walde genächtigt haben, der arme, abgehehete Mensch! Du bist ein rechter Kinnskopf, Ursula, wie kannst Du Dich nur so erschrecken.“

„Der Mann hat den Schrei nachgehakt? Uns gefoppt?“

„Natürlich.“

Da lachte Ursula auf: „So ein Schelm.“ Dann meinte sie

ganz ernsthaft: „Aber etelhaft war der Mensch trotzdem. Ich empfinde immer Abscheu vor solch aufdringlichem Etwad.“

„Weil Du nur die Nutzenseite siehst, Ursula. Ich sehe tiefer. Was mag der alles durchgemacht haben, bis er als Stromer hierher verschlagen wurde. Uebrigens hat er gar nicht gebettelt.“

„Er hat Angst vor Dir gehabt.“

„Nein, durchaus nicht, er gab mir gratis einen guten Rat, ich sollte den Vur zudecken, ehe der Frost käme. Er nannte sogar den lateinischen Namen. Vielleicht war er früher Gärtner, oder er hat selbst einstmal Haus und Garten gehabt und sich an seinen Blumen gefreut.“

„Wie Du alles zusammenreimst, Frank.“

„Ich suche eben den Zusammenhang. Das ist alles. Ich versichere Dich, ich würde den sonderbaren Kauz gern hier haben und sein Leben kennen.“

„Ach, geh doch. Das kann ich gar nicht hören.“

„Weil Du immer nur Walzertakte gehört hast.“

„Gott sei Dank!“ antwortete Ursula atkflug.

„Ich weiß nicht, ob das so besonders gut für Dich gewesen ist.“

„Soll ich vielleicht auch am Gitter stehen und Schuhu frähen?“

„O Frauenlogik! Ich meine nur . . .“

„Ja — ja, ich weiß, Philanthropie und der Ernst des Lebens, und die Schattenseite, auf der die andern wandeln — nein, laß mir, das sind Deine eigenen Worte, ich kann mich ganz genau bestimmen. Du hast manchmal so sentimentale Anwandlungen. Das kommt von Deinen Gefängnisbrüdern. — Du — Gefängnis — wie das schon klingt!“

(Fortf. folgt.)

Die Buchgewerbeausstellung in Leipzig.

IV. Die Tagespresse.

Auf der „Internationalen Buchgewerbe-Ausstellung“ hat man der Zeitung eigens ein Haus gebaut. Anschließend an den Ausstellungspalast „Papierindustrie“ mit der alten Gahnsburger Papiermühle und der 50 Meter langen Hüllnerschen Papiermaschine, die pro Tag 97 200 Meter Papier in der Breite von 2 1/2 Meter (243 Zentner schwer) liefert, ist die deutsche Tagespresse untergebracht, und ihre Gastfreundschaft genießt jeder Zeitungsleser. Tag für Tag werden die ausliegenden Nummern jedes Blattes erneuert, und ob du von Memmingen kommst, oder von Danzig, ob du mit Hsar- oder Spreewasser oder gar nicht gestaust bist, hier findest du dein Blatt, genau wie — daheim!

Die Ausstellung Tagespresse zerfällt in drei Abteilungen: die historische Abteilung, die Kollektivausstellung und die Sonderausstellungen der führenden politischen Parteien. Eng koaliert mit dem Zeitungsweisen ist das Nachrichtenwesen, und so hat man unter besonderer Mitwirkung der Reichspostverwaltung, des Wolffschen Telegraphenbureaus und mehrerer großen Zeitungen eine Sammlung zustande gebracht, die, wenn auch nicht durch Vollständigkeit, so doch durch ihren wissenschaftlichen Wert Beachtung verdient. Wir finden in der historischen Abteilung Zeitungen von 1609 ab bis ins 19. Jahrhundert hinein. Vorerst interessieren uns einige Wandarten mit Nadeln und bunten Plättchen und Färbchen bestetzt. Diese Karten zeigen, in bestimmte Zeitabschnitte zergliedert, die Erscheinungsweise und den Charakter der in den betreffenden Abschnitten entstandenen Blätter an.

Von den ältesten bekannten Zeitungen, die in Straßburg und Augsburg erschienen, sind Exemplare auf der Ausstellung ausgestellt. Die erstere betitelt sich: Relation Aller Fürnemmen und gedenkwürdigen Historien, so sich hin unnd wider in Hoch- und Niederteutschlandt etc. etc., gedruckt bei Johann Carolus 1609. Die andere als Vorläuferin der „München-Augsburger Abendzeitung“ führt den Titel: Relation oder Zeitung. „Was sich begeben unnd zugetragen hat in Teutsch unnd Welchlandt / Spanien / Niederlandt / Engellandt / Frandreich / Ungern / Osterreich / Schweden / Polen / unnd in allen Provinzen / in Ost- und Westindien etc. etc., so allhie den 15. Januarij angelangt.“ Gedruckt im Jahre 1609.

Während der Jahre 1618 bis 1648 bringen die Blätter hauptsächlich Kriegsnachrichten. Mit dem wirtschaftlichen Zusammenbruch Deutschlands durch den 30jährigen Krieg verschwinden auch die meisten der durch ihn entstandenen Blätter wieder. In der Vitrine 1 finden wir z. B.: „Ubergreifliche Postblätter“ (1621), „Ordentliches Wochenblatt“ (1632), nicht viel über Oktavgröße, daneben aber auch eine selbst für den Zeitungsfachmann außerordentliche Seltenheit, ein illustriertes Zeitungsblatt großen Formats aus dem Jahre 1677, welches über die Einnahme der Festungen Camerich und St. Omar durch die Franzosen berichtet. Text und zwei Randleisten sind in Buchdruck, also Hochdruck, die große Illustration, zwei Festungen in Grundriß und Totalansicht,

in Kupferstich (Tiefdruck) hergestellt. Das ist also der älteste kombinierte Zeitungsdruck auf der ganzen Ausstellung. Die rechte Wand bringt Zeitungen aus dem 18. Jahrhundert, mit besonderer Berücksichtigung von Hamburg und Frankfurt a. Main. Einige Titel seien hier genannt: „Staats- und gelehrte Zeitungen des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten“ von 1755, der „Reichspostreiter“ von 1756, die „Müßlichen Danziger Erscheinungen“, „Pittavisches Monatliches Tagebuch“, „Curieuses Extrakt derer Neuesten Zeitungen“ 1711, „Hannoversche gelehrte Anzeigen“ 1750, „Hannoversches Magazin“ 1763, Leipziger „Wochenblatt für den gemeinen Mann. Allergnädigst privileg. Intelligenzblatt für Stadt- und Landwirte, und zum Besien des Nahrungsstandes“ 1763, „Weimariße wöchentliche Frage und Antwort“ 1776.

Von der französischen Revolution bis zu den Befreiungskriegen erschienen eine ganze Reihe neuer Zeitungen, die aber zum größten Teil dann bald wieder verschwanden. In einer Vitrine finden wir des unglücklichen Schubarts „Vaterländische Chronik“ von 1787, dann weiter das „Nothe Blatt“, eine Monatschrift im 1. Jahrgang Prairinal im IV. Jahre der Republik. Eine aufgeschlagene Nummer vom „Atheinischen Merkur“ aus dem Jahre 1814 bringt folgenden Passus: „Keine Regierung wird bei den Deutschen, die so viel halten auf freyen geistlichen Verkehr, sich gründlicher verhaßt machen können, als jene, die es etwa versuchen wolste, dem freymüthigen Wahrheitsfinn in dieser Zeit Vanden zu bereiten, und im Reich der Gedanken die vertriebene Sperre und die geprengten Mauthlinien anzulegen.“

Die zwei weiteren Wände und Glaskästen enthalten Magdeburger Zeitungen mit den Bildnissen ihrer Verleger von 1780 bis heute, sowie Konfessionierungen, Dekrete und andere amtliche Bekanntmachungen aus dem Archiv der „Magdeburger Zeitung“, dann weiter französische und deutsche Blätter aus der Zeit der großen Revolution; u. a. die „Atheinische Zeitung“ 1796 und die Pariser „Deutsche Zeitung“ vom selben Jahre; dieselbe trägt am Kopse die Widmung „Freiheit — Gleichheit“.

Die nächste Koje enthält einen großen Teil Material des Reichspostmuseums, darunter eine Anzahl obenannter Nachrichtenblätter, dazu Votenzettel, Posteinlieferungscheine, Reisepässe, Postberichte aus dem 16. bis 18. Jahrhundert, Uniformbilder und vieles andere.

Die Abteilung Neuzeit bringt die heutige Tageszeitung in bunter Reihenfolge, teils in Einzelstößen, teils in Kollektivsammlungen größerer Bezirke. Einzelstößen belegt haben: die „Königliche Zeitung“, welche ihre Entwicklung von 1804 bis 1914 an Hand verschiedener figürlicher Darstellungen zeigt; der „Fränkische Kurier“, der zum Teil alte Nummern seines Vorläufers, des „Fränkischen Kriegskuriers“ von 1716 bringt, der „Schwarzwälder Vöte“ mit einem lauschigen Winkel, direkt aus dem Schwarzwald importiert, einem Stübchen von Wanduhr, Ofen, Kleiderhaken mit Hut, Rock und Schirm, dazu Stuhl und Tisch, Blumenstrauß und ländliches Gebäd.

Neuartig ist die Verrichterstattung einlaufender Telegramme in der Koje der „Leipziger N. N.“ Dieselben werden in der Stadtexpedition zu bestimmten Stunden ins Telephon gesprochen, in der Ausstellungskoje gibt ein Mikrophon mit großem Schalltrichter das gesprochene Wort laut und verständlich wieder.

Die „Frankf. Ztg.“ bringt Erinnerungen an Leopold Sonnemann, darunter ein Entlassungsattest, worin ihm am 15. September 1874 bescheinigt wird, daß er seine zweimonatige Gefängnisstrafe abgelesen und sich während der Haft sehr gut geführt habe. Weiter ist die Koje mit einem Wandfries ausgeschmückt, welcher zeigt, wie das im Reichstag am 6.15 gesprochene Wort schon um 7.25 in Frankfurt a. M. in der Abendausgabe des Blattes zu lesen ist.

Das „Hamburger Fremdenblatt“ stellt seine tägliche, in Notationsstiefdruck hergestellte illustrierte Beilage zur Schau. Wie man sieht, will jedes Blatt durch einen besonderen Trick auf den Beschauer wirken. Wo eine Anzahl Tagesblätter als Organe einer bestimmten politischen Richtung kollektiv ausgestellt haben, müssen oft sonderbare Mäßen herhalten, damit dem Besucher vom Gesamtbild etwas im Gedächtnis bleibt. Da hat die Zentrumspresse in ihrer Koje ein kleines Windthorst-Museum arrangiert und dabei wunderbare „Naritäten“ zusammengebracht. Das Schreibzeug, die Redaktionskühre, die Bindfadenrolle, den angekauften Federhalter, sowie das beschädigte Tintenfaß Windthorsts (ob dasselbe nach berühmtem Muster einmal als Wurfgeschöß gedient hat, wird nicht verraten), ferner die Legitimationskarte als M. d. N. 1880—87, und das — Zigarettennetui des berühmten Mannes.

Die Nationalliberale Presse hat sich ihre Aufgabe, 307 „Parteiorgane“ zur Ausstellung zu bringen, sehr leicht gemacht. In ca. 12 Wappen sind alphabetisch geordnet und nach Landesteilen sortiert alte Nummern, oft auch nur Titelblätter solcher Zeitungen eingeklebt, deren Richtung weder stark nach rechts, noch annähernd nach links geht, demnach nationalliberal ist. In der Koje der Konservativen Presse hängt Blatt an Blatt derjenigen Zeitungen, die stramm eintreten für „Ordnung, Autorität und das Wohl des Vaterlandes“. Daß in den letztgenannten zwei Kojen mehrfach dieselben Zeitungen als „Partei“-Organe wiederkehren, ist natürlich nur Zufall! Oder soll damit die Fertigkeit im Rechts- und Linkschreiben bewiesen werden? Die „Kreuz-Zeitung“, gegründet 1848, bringt eine Narität aus dem

„tolken“ Jahr: das Schreibpult aus ihrer ersten Redaktionsstube, an dem Otto v. Bismarck „gemitarbeitet“ hat!

Gegenüber, wohin man schaut! Das sieht man sofort, wenn man die Kasse der Sozialdemokratischen Tagespresse betritt. Diese 90 Zeitungen die hier aushängen und täglich sofort nach Posteingang gewechselt werden, diese Presse, sie ist Partei. „Die sozialdemokratische Presse ist ein lebenswichtiges Organ im Körper der Arbeiterbewegung“, heißt es in der kleinen Propagandaschrift, die an Ausstellungsbesucher verteilt wird. „Dieser Charakter als Organ einer Klasse . . . trennt die sozialdemokratische Presse als etwas eigenartig besonderes von aller übrigen Zeitungswelt“. Und der zur Verfügung stehende Ausstellungsraum, eine Doppelkassette, bringt diesen Gedanken voll zum Ausdruck. Einheitslichkeit und Ueberfälligkeit, das ist der erste Eindruck, den der unbefangene Besucher hier empfängt. Es liegt System im ganzen Aufbau; Raumkünstler und Arrangeur haben ihr Bestes geleistet und damit eine Musterausstellung geschaffen, die vorbildlich wirkt. Außer den 90 Tageszeitungen sind noch die „Arbeiterjugend“, die „Neue Welt“ und einige wöchentlich 1, 2 und 3 mal erscheinende Parteiblätter ausgestellt. Eine Reihe Diapositive, durchleuchtete Glasbilder, gestatten uns Einblicke in die verschiedenen Druckereibetriebe der Partei. In den Glasvitrinen darunter liegen Nummern und Jahrgänge von den Vorläufern unserer heutigen Presse, eingegangenen und unterdrückten Organen, zur Ansicht aus. Wir finden da von 1848 „Das Volk“, herausgegeben vom Schriftsetzer Vorn, dessen Fortsetzung, „Die Verbrüderung“, von 1849, die 2 mal wöchentlich, sodann die „Neue Rheinische Zeitung“, die täglich erschien; Herausgeber Karl Marx, Köln a. Rh. Der 10. Mai 1848 brachte die Ausweisung des Redakteurs W. Wolf, Friedrich Engels und Freiligrath. Des letzteren Abschiedsgebiets an die Leser liegt aufgeschlagen vor uns. Hieran schließt sich das Organ der deutschen Arbeitervereine der Schweiz, „Das Felleisen“, dessen Herausgeber Phil. Weder war. Der „Sozialdemokrat“ als Organ des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins von 1864 läßt als Redakteure und Mitarbeiter Postelten, Schweitzer, Engels, Liebknecht, Marx und Gg. Herwegh erkennen. Daneben liegt der „Neue Sozialdemokrat“ von 1871, als Fortsetzung des Vorhergehenden, sowie die „Freie Zeitung“ von 1867, Organ der Lassalleischen Richtung. Das „Demokratische Wochenblatt“, Organ der demokratischen Volkspartei von 1868, vertritt die sogenannte Eisenacher Richtung und wurde von Wilh. Liebknecht redigiert. Dem hier ausgelegten Jahrgang sind Anteilsscheine beigeheftet für den Fonds des Blattes, unterzeichnet vom Ausschuss der Demokratischen Volkspartei Sachsens, W. Liebknecht, A. Bebel und G. Freitag. 1869 erschien als Fortsetzung des vorgenannten Blattes unter derselben Leitung „Der Volksstaat“, Organ der Sozialdemokratischen Partei und der Gewerkschaften. In Mannheim erschien 1868 14tägig die „Deutsche Arbeiterhalle“ als Organ des Vereinstages deutscher Arbeitervereine, Herausgeber Eichelsdorfer. Dann kommt der „Vorwärts“ als Zentralorgan der Sozialdemokratie nach der Vereinigung beider Richtungen. Er tritt 1876 an die Stelle des „Volksstaates“ und des „Neuen Sozialdemokraten“. Seine Redakteure sind Hasencleber und Liebknecht. Unter dem Sozialistengesetz sollte jede Meinungsäußerung unterdrückt werden, sobald sie in unserem Sinne geschah; trotzdem war es, wenn auch mit großen Opfern, möglich, das „rote Gift“ weiter zu verbreiten. Vor uns liegt ein kleines Festchen, die „Laternen“, welches, in Brüssel erschienen und gedruckt, ungeschoren von Hand zu Hand weiter verbreitet werden konnte. Unsere Polizei hat von jeher eine gute Nase gehabt, trotzdem ist ihr in den achtziger Jahren so manches entgangen. Dafür hat schon in Zürich der „rote Postmeister“ gesorgt, der unerlöschlich war in der Kunst, die ins Ausland gehenden „Sozialdemokrat“-Sendungen so zu deklarieren, daß sie unkonfisziert in die Hand der Leser kamen. Aus Mottelers Bibliothek ist Bebel's „Frau“, I. Auflage, ausgestellt. Nach Ankleben des Titelblattes und Einheften einer ganz unversänglichen Titelseite ging dies Buch massenhaft über die deutsche Grenze! — Die Vorläufer des jetzigen „Vorwärts“, die Berliner „Freie Presse“ von 1876, und das „Berliner Volksblatt“ von 1884, von denen Nummern ausgestellt sind, haben natürlich nur ein kurzes Leben gehabt, aber doch immerhin Leben.

Vier große Vitrinen zeigen an Druckproben aus etlichen Parteidruckereien, daß wir auch technisch auf der Höhe sind. In zwei großen Schränken sind Werke aus den Berliner und Stuttgarter Verlagen untergebracht. Verschiedene Tabellen zeigen die Steigerung des Erfolges, den unsere Presse seit dem Fall des Sozialistengesetzes erzielt hat, jeder Besucher kann das Gesehene daheim an Hand zweier Propagandaschriften ergänzen. Selbst von gegnerischer Seite ist mehrfach anerkannt worden, daß die Ausstellung unserer Parteipresse an Sachlichkeit, Einheit und schöner Raumgestaltung den anderen Kollektivausstellungen weit voraus ist.

Das rechte Ohr.

[Schluß] Von Peter Scharb.

In der ersten Zeit seines Leidens war Lamm ein ganz naiver Gefelle; diese Harmlosigkeit ist ihm aber des öfteren sehr schlecht bekommen.

„Was wissen Sie vom Heuaufladen?“ sagte einmal der Ge-

freite Krause zu ihm. „Sie können noch nicht einmal eine Fuhre Mist richtig aufschmeißen — und das kann ich!“

„Ich denke“, erwiderte Lamm, „daß sich die Gefreiten nur aus Kaufleuten und feineren Handwerkern rekrutieren?“

„Was sagen Sie?“ versetzte Krause. „Die schlappen Schreiberseelen können wohl ihren Namen schreiben; aber Rekruten verstehen die doch nicht auszubilden!“

„Na, erlauben Sie mal“, entgegnete ihm Lamm, „ist denn der Leutnant, der Hauptmann, der Major und der Oberst früher auch Mistauflader und Bauernburische gewesen?“

Alle lachten natürlich über diese Frage. Das brachte den Gefreiten aber erst recht in Wut.

„Wie können Sie so etwas von unseren Offizieren denken!“ braute er los. „Wenn Sie das unseren Offizieren noch nach einem halben Jahre zutrauen, kommen Sie auf Festung!“

Perl Lamm wußte nun, daß die Offiziere nicht Mistauflader können, aber sein nächster Vorgesetzter verstand es aus dem ff. Er fand im allgemeinen das Soldatenleben sehr schön; ihm schien, man könnte sich in recht leutseliger Art mit den Gefreiten unterhalten. So nach und nach wurde er aber immer gründlicher von diesem Irrtum geheilt. Warum hat der Mensch bloß zwei Ohren; er kann mit einem doch genügend hören? Schläuter Lamm, dann brauchtest du kein Soldat zu werden. Krüppel werden nicht angenommen, nur Krumme; denn sonst hätten die Herren doch nichts gerade zu machen, notabene wenn sie's fertig bringen. Steh nicht im Duse!, sondern paß auf.

„Die Kopfhaltung des Mannes gefällt mir immer noch nicht“, informierte der Hauptmann nach einigen Wochen. „Sie können und können es dem Manne nicht beibringen.“

„Habe mir die größte Mühe gegeben, Herr Hauptmann, mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln.“

„Was, was . . . erzählen Sie mir doch keinen Unsinn . . .!“ Dabei schaute der Hauptmann den Lamm fortwährend an, als wenn er sagen wollte: Was macht man bloß dabei. . . Der Kerl schießt, turnt und instruiert gut . . . Grübelnd ging er weiter — die Luft war rein! —

„Wir wollen den Kerl mal eine Klammer an das linke Ohr befestigen“, meinte Unteroffizier Baummeister.

Dieser machte seinem Namen wirklich Ehre.

Ein Zigarrenbrett, 130 Zentimeter lang, wurde geschliffen und dem Lamm unter dem Ohr festgeklemmt. Nun war der Kopf nach der anderen Seite zu schieß; das schadete aber nichts, doppelt hält gut. Unter dem Gelächter der ganzen Korporalschaft mußte Lamm unter Schmerzen marschieren. „Halt!“ schrie der Sergeant Scheider. „Wo willst Du eigentlich hin? Guck Dir mal Deine Schlangenslinien an!“

Leutnant Weder kam lächelnd näher . . . mit erster Miene sagte er: „Sergeant Scheider, nehmen Sie dem Manne das Brett vom Kopf, der torfelt mir sonst noch in die Fensterscheiben.“

Wohl oder übel mußte ihm das Brett vom Kopf genommen werden. Der Kopf sank erschöpft ins balancierende Gleichgewicht. Damit dieses Gleichgewicht nicht aus dem Gleichgewicht kam, wurden die Speckerbissen erst um ein Uhr serviert, die man sonst um halb zwölf Uhr mittags zu sich nahm.

Die Februarsonne leuchtete so klar und goldig, ein warmer Hauch wehte über den Exerzierplatz; auch in das Herz des Rekruten Lamm zog dieses Frühlingserwachen ein. Das einzelne Drillen hatte dem gemeinsamen Platz gemacht. Der Herr Hauptmann war des öfteren selbst zugegen beim Parade-marsch. Nun brach das Unwetter wieder los trotz der schönen Himmels-sonne.

„Sergeant Scheider . . . Herr Leutnant Weder, ich bitte! . . . Ist das das Resultat Ihres ganzen Pflichteifers? — Sehen Sie sich doch diesen Schlump an, mit der Helmspitze stößt er bald in die Augen seines Nebenmannes! Wenn der Kerl mir nach der Befähigung mit den alten Mannschaften zusammen diese Kopfhaltung zur Schau trägt, kommt er aus der zweiten Exerzierklasse nicht heraus!“

Au! au!

Die Befähigung im nächsten Monat war vorbei; der Herr Oberst war sehr zufrieden; der Rekrut Lamm hatte sogar beim Turnen ein Lob erhalten.

Die Rekruten wurden nun der alten Mannschaft mit einverleibt; das Drillen wurde einzeln und im Ganzen fortgesetzt. Beim Nachexerzieren war Lamm Stammgast. Das Kommando hierbei hatte gewöhnlich der Feldwebel Weigenbauer. Die Mannschaft wurde einzeln von den Unteroffizieren malträtiert. Lamm war einmal dem Unteroffizier Steffen zugeteilt. Für diesen war der arme Lamm ein kannibalisches Fressen.

„Warte!“ so hub er an. „Ich werde dir dein rechtes Ohr schon gerade machen. Laufschrift! marsch . . . marrrsch!“

Lamm lief los. Der Platz war etwa dreihundert Meter im Quadrat groß. Bei jeder Ede kommandierte der Unteroffizier „Links um!“ Drei Seiten hatte Lamm gemacht, die vierte ging bergauf, weil der Platz schräg lag. Als wenn der Teufel hinter ihm her wäre, rannte Lamm die Anhöhe hinauf. Immer weiter. Das „Links um“ überhörte er, immer weiter über den Sturzader — da stand er still, vor ihm war ein Saatfeld. Der Unteroffizier war herbeigeeilt.

„Kannst du mein Aufen nicht hören?“

„Nein, Herr Unteroffizier“, antwortete Lamm.

„Ach, du Laß schwitzt ja noch gar nicht! Warte, Burtschel Du

läuft jetzt wieder um den ganzen Platz, ohne Kommando, bis ich „halt!“ rufe. Verstanden?! Laufschrift! . . . I marsch . . . marrersch!“

Lamm verlor seinen Helm; er ließ ihn liegen. Wie ein Marathonläufer, der um die Palme ringt, jagte er um den Platz. Bei der zweiten Runde hörte er das „Halt!“

„Du schwitzt ja noch nicht! Hier hast Du Deinen Helm.“ Damit presste er ihn auf Lamms Kopf. „Rechtes Ohr tiefer . . . jage ich!“

„Ich werde den Herrn Unteroffizier melden,“ versetzte Lamm mit einer ganz stoischen Ruhe.

„Was, Du willst mich melden? Insafern . . .“

„Mit dem Gewehr werde ich Ihnen den Schädel einhauen,“ dachte der Rekrut Lamm, „wenn Sie mich nicht in Ruhe lassen.“ Dabei sah er ihn zähneknirschend an.

Der Unteroffizier merkte es und sah wohl ein, daß auf diese Art mit dem zähen Kerl nichts anzufangen war. Er kommandierte kurz: „Gewehr ab! — Rühren!“

Das beglückende Abtrüden vom Platz ließ auch nicht lange auf sich warten. Das Essen wurde schnell hinuntergeschluckt, die Sachen gepuht und zum Mittagsappell auf den Hof hinausgetreten. Wie ein Anfallman ging es durch die ganze Kompanie, als bekannt gegeben wurde, daß der Hauptmann Brehn in ein anderes Regiment versetzt war. „Erlöst,“ dachte auch Lamm. Er hatte recht, wenn die Rekrutenzeit auch nicht viel besser wurde. Lamm wurde hernach sogar zum Gefreiten befördert. Allgemeines Staunen! — Lamm trug seine ehrlich verdienten Knöpfe mit demselben Gleichmut weiter wie seinen schiefen Kopf, die ganzen drei Jahre.

„Der nächste . . . Ich bitte.“

Der Mechaniker Lamm trat in die Sprechstunde des Arztes.

„Was führt Sie zu mir?“ begann der Doktor. „Nehmen Sie, bitte, Platz.“

„Ein Magenleiden seit meiner Militärzeit,“ antwortete Lamm, „und außerdem mein schiefer Kopf.“

Der Doktor lächelte, sah seinen Patienten an, schritt auf ihn zu, berührte seinen Hals. . . „Sind Sie einmal auf den Kopf gefallen?“ fragte er.

„In gewissem Sinne nicht,“ antwortete Lamm lächelnd, „aber als zweijähriges Kind bin ich einmal aus dem Wagen gefallen. Die Narbe auf meinem Kopf zeugt noch davon.“

„Durch diesen Sturz,“ belehrte ihn der Arzt, „hat sich eine Sehne gedrückt, und die ist verknorpelt. Durch Selbstmassage, Wenden und Kreisen des Kopfes wird der Kopf die ursprüngliche Lage wieder annehmen. Führen Sie diese Übungen korrekt und mit Anspannung aus, streng militärisch, gleichmäßig links und rechts, aber — langsam und ruhig. Es genügt täglich zwei Minuten. Binnen ein paar Wochen wird Ihr Kopf senkrecht stehen. Gegen Ihr Magenleiden verschreibe ich Ihnen gymnastische Übungen, Diät und Väder. Sie haben die Vorschriften streng zu beachten!“

„Sehr gerne — ich danke Ihnen, Herr Doktor. Aber gestatten Sie —: Ich bin drei Jahre Soldat gewesen; wegen meiner Kopfhaltung malträtiert worden im wahren Sinne des Wortes — war denn das nötig?“

„Das war ein Frevel,“ antwortete er. „Sie waren ebensowenig imstande, Ihren Kopf gerade zu halten, wie ich imstande bin, meinen Kopf fortgesetzt schief zu halten. Sie sind drei Jahre unnötig gepeinigt worden. Das zubüele Turnen ist schädlich für Anfänger und schlechte Turner. Die Nerven werden geschwächt anstatt gestärkt, die Muskeln bleiben auf ihrem Tiefpunkt stehen. Man erreicht nur große Resultate, wenn die Muskeln langsam im geringem Maße, aber intensiv gebraucht werden — also nur durch mäßiges Steigern der Kräfte. Das sollten die Götter des Mars in erster Linie ihren Unteroffizieren lehren.“

Lamm erhob sich.

„Dann könnte man nach Ihrer erweiterten Theorie Tischler und zugleich Soldat sein,“ erwiderte er, „genau etwa wie man Trabourturner und zugleich Techniker sein kann.“

Er nickte. „Ja, wäre der Militarismus nur ewige Theorie!“

Kleines Feuilleton.

Physiologisches.

Gewürze und Ernährung. Bei der Mischung von Nahrungsmitteln zu Speisen ist die Zufügung eines sogenannten Gewürzes wesentlich, d. h. eines Stoffes, welcher durch gewisse reizende Eigenschaften zur Anregung der Absonderung von Verdauungssäften besonders geeignet ist. Durch sie wird die Nahrung erst genießbar. Ihre Wirkung im Organismus wird am besten verständlich, wenn man sie mit der Schmiere einer Maschine vergleicht. Die Maschine läuft besser, wenn sie gut geschmiert wird. Gewürzstoffe und Genußmittel lassen sich nicht leicht von einander trennen. Die Gewürze sind wohlwärmende und wohlriechende Substanzen, die entweder in den gewöhnlichen Nahrungsmitteln enthalten sind oder denselben vor dem Essen zugesetzt werden. Die Gewürze, abgesehen von Zucker und Salz, die zum Teil als Nahrungsmittel aufzufassen sind, verdanken ihre Benutzung meist dem Gehalt an ätherischen Ölen oder Bitterstoffen. Genuß-

mittel sind mehr diejenigen Stoffe, welche durch ihren Uebertritt ins Blut das Nervensystem beeinflussen und daher weniger auf Geschmack und Geruch wirken. Die Gewürze und Genußmittel besitzen gewisse spezifische Eigenschaften. Sie vermögen die Nahrungsaufnahme angenehm zu gestalten durch psychische Wirkung, wie z. B. die Riechstoffe der Fleischbrühe, des Bratens, sehr wahrscheinlich der Vanille. Unmittelbar wird die Speichel-, Magen- und Darmabsonderung beeinflusst, wie dies z. B. der Pfeffer tut, das Kochsalz, die Bittermittel. Andere Gewürze wirken auf die Darmflora, wie z. B. die Zwiebel, der Knoblauch und der Senf. Kochsalz, Pfeffer, Kaffee, Kakao, Alkohohl, Vanille haben dann noch einen gewissen Einfluß auf das Nervensystem. In qualitativer Hinsicht sind zur Ernährung Nahrungs- und Genußmittel nötig, erstere geben dem Körper das Material, mit dem er sich auf seinem stofflichen Bestand erhält, letztere reizen zum Genuß und zur schnellen Ausnützung der Nahrung an.

Astronomisches.

Die Ursachen der Sonnenwärme. Jeder Gegenstand hat seine Temperatur, und nur der Weltraum zwischen den Himmelskörpern steht nach der wissenschaftlichen Annahme auf dem absoluten Nullpunkt von -273 Grad, würde also danach überhaupt keine Wärme haben. Die Temperatur der Sonne ist verschiedentlich gemessen worden, und trotz der Schwierigkeit dieses Unternehmens kann man jetzt mit einiger Sicherheit sagen, daß sie zwischen 5000 und 6000 Grad beträgt. Eine noch ungelöste Frage aber ist die Entstehung der Sonnenwärme. Es handelt sich dabei weniger um eine Deutung ihres Ursprungs als um eine Erklärung, wie es möglich ist, daß die Sonne wahrscheinlich seit Millionen von Jahren ihre Wärme bewahrt hat, obgleich sie ihre Energie dauernd in ungeheurer Menge in den Weltraum hinaus verschwendet.

Man unterscheidet hauptsächlich drei Theorien, die auf diese Frage Antwort geben sollen. Die eine rechnet mit gemischten Vorgängen, die andere mit einer Anhäufung von Atomenergie nach der Art der Radiumstrahlen und die dritte endlich mit der Wirkung der Massenanziehung. Die chemische Theorie genießt nicht viel Vertrauen, da man festgestellt zu haben meint, daß auf diese Weise die Sonne nur etwa 2000 Jahre ihren jetzigen Wärmegrad aufrechterhalten könnte. Da aber sogar die Geschichte der Menschheit schon etwa sechs Jahrtausende umfaßt und doch nur einen winzigen Teil der ganzen Erdgeschichte einschließt, die wiederum weit kürzer sein muß als die Geschichte der Sonne, so würde mit einem Lebensalter der Sonnenwärme von zwei Jahrtausenden in der Tat nichts anzufangen sein.

Die zweite Theorie, die auf den neuen Radiumforschungen beruht, ist besonders verführerisch. Die Unerlöschlichkeit der Energielieferung, die mit der Zerlegung der Radiumatome verbunden ist, scheint eine unbefristete Dauer der Sonnenwärme zu ermöglichen. Aber auch hier haben sich Schwierigkeiten gezeigt. Einmal müßte man auch annehmen, daß die Sonne auf jede Tonne ihres Gewichts zwei Gramm Radium enthielte. Das wäre ein Betrag, der auf der Erde nirgend vorkommt. Es ist schwer zu sagen, ob man das Fehlen so reicher Radiumschichten auf der Erde bedauern oder als ein Glück bezeichnen soll. Das Radium würde dann allerdings weit billiger sein, aber Menschen und Tiere könnten vielleicht auf einem solchen Boden gar nicht leben. Ueberdies wollen selbst unter dieser Voraussetzung die Forscher der Sonnenwärme keine lange Dauer zusprechen, sondern meinen, daß der Radiumgehalt schon nach 1700 Jahren auf etwa die Hälfte zusammengeschmolzen sein würde und sich nur dann weit länger auf derselben Höhe erhalten könnte, wenn die Sonne ganz oder zum größten Teil aus Uranium bestände. Da dies Element sich selbst in Radium verwandelt, würde dessen Vorrat immer wieder ergänzt werden und die Sonnenenergie würde so lange erhalten bleiben, bis auch das Uranium zu fehlen anfänge.

Die dritte Theorie, die sich der Massenanziehung zur Erklärung bedient, geht von der Annahme aus, daß auf die Sonne dauernd ein Regen von Meteoriten niederstürzt und daß durch ihren Aufprall genug Wärme erzeugt wird, um den Verlust immer wieder zu ersetzen. Dagegen haben sich wieder die Astronomen gewandt, die einen Meteorregen von hinreichender Stärke für unmöglich halten. Schließlich bleibt nur noch eine Deutung übrig, die den großen Helmholz zum geistigen Vater hat. Es ist beachtenswert, daß der französische Astronom Veronnet, der in einem Vortrag vor der Pariser Akademie der Wissenschaften alle Theorien zur Erklärung der Sonnenwärme sorgfältig durchgesprochen hat, dieser Theorie von Helmholz die Anerkennung zollt, die einzig mögliche und wahrscheinlichste zu sein. Die Sonne zieht sich zusammen wie jeder erkaltende Körper und durch die Arbeit dieser Zusammenziehung wird wiederum Wärme erzeugt. Nach der Berechnung kann die Zusammenziehung im Höchstfall 20 Millionen mal mehr Wärme liefern als die Sonne jährlich ausstrahlt. Das Leben auf der Erde besteht jetzt vielleicht rund zwei Millionen Jahre, und ebenso lange dürfte auch die Sonne etwa ihren heutigen Wärmegrad gehabt haben. Es ist zu vermuten, daß es wenigstens zwei Millionen Jahre dauern wird, ehe die Erkaltung der Sonne soweit vorgeschritten wäre, daß die mittlere Jahrestemperatur auf der Erdoberfläche überall unter den Gefrierpunkt sinken würde.